



# Ich versuche, eine gute Balance zu finden

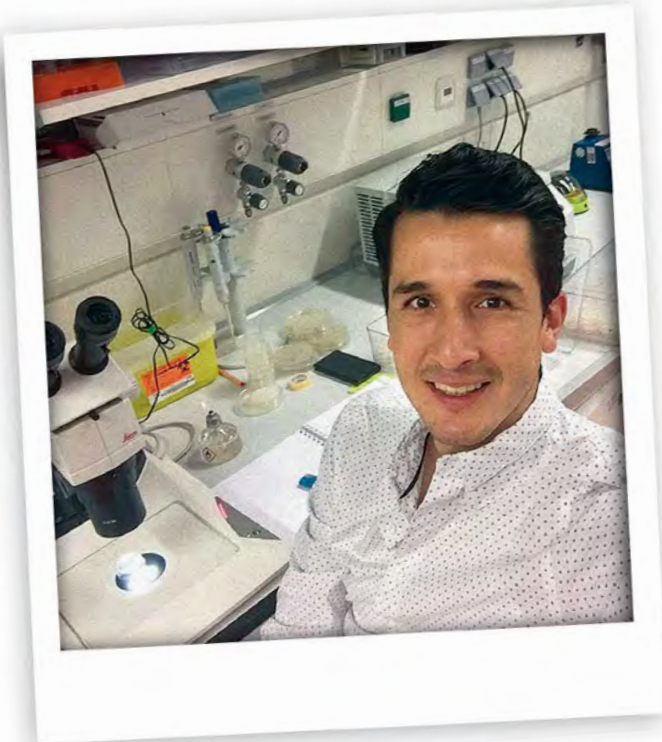
An den Max-Planck-Instituten arbeiten Wissenschaftler aus 94 Ländern dieser Erde. Hier schreiben sie über persönliche Erlebnisse und Eindrücke. Gabriel Antonio Guerrero aus Kalifornien promoviert am Kölner Max-Planck-Institut für Biologie des Alterns. Der 29-Jährige will nach seiner Promotion in die USA zurückkehren, zunächst an eine Medical School. Danach möchte er sich um eine Stelle als Assistenzprofessor für Biomedizin bemühen.



Ich bin in Kalifornien geboren und aufgewachsen und beendete gerade mein erstes Jahr als Doktorand, als ich in Erwägung zog, mich für eine andere Doktorandenstelle am Max-Planck-Institut für Alternsforschung zu bewerben. Während meines ersten Besuchs in Europa habe ich mich einfach in die Idee verliebt, in Deutschland zu leben – einem Land, in dem ich nicht mal die einheimische Sprache spreche.

In den USA glauben wir, dass San Francisco die europäischste aller amerikanischen Städte ist. Also dachte ich, dass Köln so wie San Francisco sei. Aber das stimmt natürlich überhaupt nicht. Es hat einige Zeit gedauert, bis ich mich an das Leben in Köln gewöhnt hatte. Zu Hause würde ich ab 7 Uhr morgens surfen und um 9 Uhr im Labor sein, wohingegen ich in Deutschland dafür ungefähr 500 Kilometer weit reisen müsste: zu den Wellenreitern am Münchner Eisbach. Also habe ich als Ausgleich mit Klettern angefangen – im Moment noch in der Halle, aber hoffentlich bald auch an Outdoor-Kletterfelsen.

Beim ersten Gespräch mit meinem Chef am Institut wusste ich, dass Max-Planck ein Ort für Spitzenforschung ist – einfach weil ich hier nur durch zwei Dinge limitiert werde: Arbeitsmoral und Kreativität. Molekularbiologen verbringen viel Zeit im Labor, aber ich mag die deutsche Art der Work-Life-Balance. Freizeit ist hier sehr wichtig. Und selten nimmt man



**Gabriel Antonio Guerrero**, 29, studierte Biologie und Wirtschaft an der San Diego State University, während er bereits an der University of California in San Diego Forschungen betrieb. Zunächst schrieb er sich für ein Promotionsstudium am Sanford Burnham Prebys Medical Discovery Institute in La Jolla im Bereich der Proteostase ein. Seit Januar 2015 promoviert Guerrero am Max-Planck-Institut für Biologie des Alterns in Köln. Als Genetiker untersucht er am Fadenwurm *Caenorhabditis elegans*, wie Neuronen Schutzmechanismen im Rest des Körpers auslösen und welche Rolle diese Signale im Alterungsprozess spielen.

Arbeit mit nach Hause, wenn man bereits einen anstrengenden 12- bis 14-Stunden-Tag hatte. So ist die Forschung vielleicht ein kleines bisschen langsamer, macht aber viel mehr Spaß – deswegen versuche ich, eine gute Balance zwischen der deutschen und der wesentlich stressigeren amerikanischen Wissenschaftskultur zu finden.

Ich würde gern in der Forschung bleiben – trotz der großen Konkurrenz. Nach meiner Promotion am Max-Planck-Institut plane ich vier weitere Jahre an einer Medical School in den USA. Dann versuche ich, eine Stelle als Assistenzprofessor für Biomedizin zu finden. Die Vorstellung, Studenten zu unterrichten, fasziniert mich. Denn ich weiß, dass ich zunächst selber geforscht haben muss, bevor ich das anderen beibringen kann.

Bis ich dieses Ziel erreiche, vergeht zwar noch eine Weile, aber es ist sinnvoll, Zeit in Bildung zu investieren. Mein Vater ist Vizedekan und Medizinprofessor. Und meine Eltern bekamen mich zu der Zeit, als er seine Promotion begann. Sie trafen sich an der Uni, stammen aber beide aus Einwandererfamilien der ersten und zweiten Generation: Meine Vorfahren waren Mexikaner und amerikanische Ureinwohner. Der akademische Bildungsgrad meiner Eltern war ungewöhnlich hoch – selbst heute sind nur fünf Prozent aller Promovierten in den USA mexikanischer Herkunft.

In meinem vorherigen Promovierenden-Programm an der University of California waren wir Hispanos nur zu zweit. Und es wurde mir klar, dass ich Teil einer Minderheit bin. Allerdings bin ich persönlich schon sehr amerikanisiert und habe nie offenen Rassismus in Kalifornien erlebt: Es ist der Bundesstaat mit dem höchsten Anteil an Hispanos, rund 40 Prozent. Meine Eltern allerdings, die sich damals die Uni überhaupt nur dank vollständiger Stipendien leisten konnten, haben sich oft diskriminiert gefühlt.

Noch heute ist gleichberechtigte Bildung ein Problem für Jugendliche in den USA. Ein breitflächiges Schulsystem, das den Zugang zu Bildung für alle Schüler und Studenten, unabhängig von ihrem ethnischen oder sozialen Hintergrund, ermöglicht, ist darum wichtiger denn je. Es ist noch ein weiter Weg, bis alle denselben Zugang zu einer Ausbildung haben wie ich.